

Johano Strasser

Der Kritiker als Intellektueller

Johano Strasser

(* 1939) ist Politologe, Publizist und Schriftsteller und seit 2002 Präsident des PEN-Zentrums Deutschland. 2008 erschien: *Bossa Nova. Ein Provinzroman.*

johano.strasser@t-online.de



Im 18. und 19. Jahrhundert trugen Kritiker und Rezensenten zuweilen noch den furchteinflößenden Namen des »Kunstrichters«, obwohl sie damals wie heute über keine wirksame Sanktionsgewalt verfügten und ihre Urteile keineswegs unwidersprochen blieben. In der Tradition der Aufklärung galt auch das Ästhetische als legitimer Gegenstand öffentlicher Erörterung. Der Streit um ästhetische Fragen, um die Bewertung von Kunstwerken und -richtungen war Teil des großen Bildungsprogramms, das sich die bürgerliche Gesellschaft verordnet hatte: Es ging um Geschmacksbildung, und man ging ganz selbstverständlich davon aus, dass über Geschmacksfragen gestritten werden könne und öffentlich gestritten werden solle: *De gustibus est disputandum.*

Kultur des begründeten Urteils

Es ging keinesfalls darum, zum Zwecke der Beurteilung des Kunstwerks daraus allein den kognitiven Kern herauszupreparieren, um ihn in theoretischen Aussagen zur Diskussion zu stellen, sondern viel mehr allein darum, das Kunstwerk so darzustellen, das Kunsterlebnis so zu vermitteln, dass anderen der Nachvollzug ermöglicht wird. Ein leidenschaftliches Plädoyer für das eine und die leidenschaftliche Ablehnung eines anderen Werks war keineswegs

anstößig, wenn der Kritiker für seine leidenschaftliche Parteinahme Gründe beibrachte.

Da die Voraussetzungen zur Teilnahme an einem öffentlichen Gespräch über Fragen der Politik und der Ästhetik durchaus nicht bei allen Menschen gleich entwickelt sind, können und sollen Intellektuelle allgemein und Kritiker im besonderen dazu beitragen, Standards vernünftiger Kommunikation zu etablieren und in diesem Sinne stilbildend zu wirken. Entsprechend sahen Intellektuelle und Kritiker ihre vornehmste Aufgabe darin, jene Kultur des begründeten Urteilens zu schaffen und zu erhalten, die nach den Vorstellungen der Aufklärer für ein Klima der Zivilität und damit auch für die Demokratie grundlegend ist.

Emanzipation von den »Volkserziehern«

Durch die vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollzogene Neubewertung ist die Aufklärung in den Verdacht geraten, im Namen der Emanzipation des Individuums den Boden für neue Formen der Versklavung und Unmenschlichkeit bereitet zu haben. Sie hat auch die Intellektuellen und mit ihnen die Kritiker ihres Nimbus beraubt. Jene gelten heute vielen als anmaßende Volkserzieher, gegen die sich das Publikum das Recht auf sein eigenes Urteil erst wieder erkämpfen muss.

Gelegentlich scheinen auch Profis des Kritikergeschäfts den Zwang zur Rechtfertigung ihrer Urteile vor der großen Öffentlichkeit als lästige Fessel zu empfinden. Im Blog lassen Kritiker neuerdings ihrer Subjektivität ungehemmt freien Raum. In dieser kleinen Öffentlichkeit tritt an die Stelle der sonst geforderten Allgemeinheit das Besondere, Individuelle,

zuweilen gar das radikal Subjektive. Hier spricht der Kritiker als Privatmensch, wie unter Freunden oder im Familienkreis: geradeheraus, aus dem Bauch, ohne den Filter der verständigungsorientierten Vernunft.

Im Blog, so schreibt Ijoma Mangold in der *Süddeutschen Zeitung* vom 30.11.2007, »geht es auffallend häufig um Mögen und Nicht-Mögen.« Scheinbar ganz im Gegensatz zum klassischen Zeitungsfeuilleton. In der Tat scheint die Schriftlichkeit und die bewusste Hinwendung zur großen Öffentlichkeit immer noch eine disziplinierende Funktion zu haben. Ob das aber immer so bleibt, ist keineswegs sicher, denn auch den Nutzern der herkömmlichen Medien ist oft die – tatsächliche oder vermeintliche – Authentizität des Sprechenden oder Schreibenden wichtiger als die Triftigkeit seines Urteils, was bei manchem Kritiker auch dort die Neigung zur Selbstinszenierung verstärkt.

Demokratisierung der Kritik oder Emanzipation des Banausentums?

Der Literaturwissenschaftler Sebastian Domsch, selbst auch Kritiker, hat vor einiger Zeit die Kundenrezensionen bei Amazon als beispielhaft für eine Demokratisierung der Literaturkritik herausgestellt: »Der Kunde wird nicht gezwungen, sich zu den kritischen und argumentativen Standards des gehobenen Rezensentenwesens hinaufzuschwingen, er kann sich Geschmacksstatthalter wählen, die Urteile ganz in seinem Sinn treffen, ohne dass er selbst mit dem mühevollen Prozess der Urteilsfindung zu schaffen hat. Amazon ersetzt mit der Kundenrezension den Kunst-richter durch Volkes Stimme... Zum wichtigen Kritiker steigt dabei auf, wer den Geschmack möglichst vieler möglichst genau trifft.«

Sicherlich hat auch die klassische Kritik in der aufklärerischen Tradition eine de-

mokratische Funktion, indem sie dem Publikum paradigmatisch vorführt, wie man *vernünftig* über ästhetische Fragen urteilen kann. Im Gegensatz zur Auffassung von Domsch bestätigt sie aber nicht nur bestehende Präferenzen, sondern mutet dem Publikum die Anstrengung des Begriffs, die Revision seiner Vorurteile, womöglich gar einen radikalen Blickwechsel zu.

Dass es hochfahrende Intellektuelle und arrogante Kritiker gibt, die sich dem normalen Kulturverbraucher haushoch überlegen dünken, die in hermetischer Sprache und in der Allüre der Allwissenheit ihre Urteile fällen, ohne sich lange um Begründungen oder gar um eine dem Normalbürger verständliche Sprache zu kümmern, ist nicht zu leugnen. Aber ist die Figur des klassischen Intellektuellen und des professionellen Kritikers per se schon undemokratisch? Und ist es demokratischer, alle, auch die irrationalsten, Meinungsäußerungen als gleichberechtigt zu akzeptieren, statt zu verlangen, dass vernünftige Gründe vorgebracht werden? Zeugt es von demokratischer Gesinnung, wenn man dem Publikum nach dem Munde redet?

Das Wahlrecht an Bildungsvoraussetzungen zu knüpfen, wie es den frühen Republikanern vorschwebte, haben die modernen Demokratien zurecht abgelehnt. Qualitative Gewichtung der Stimmen würde der Manipulation und der Willkür Tür und Tor öffnen. Andererseits sind wir alle davon überzeugt, dass viele – auch wir – die an der Willensbildung in der Demokratie teilnehmen, gelegentlich die entscheidenden Sachverhalte, um die es geht, nicht oder nicht wirklich gründlich verstehen. Im allgemeinen Wahlrecht liegt also ein – wahrscheinlich unvermeidbarer – utopischer Zug des modernen Demokratiekonzepts.

Nun hat sich dieser utopische Zug aber, wie die Geschichte zeigt, im Ganzen nicht zum Nachteil, sondern eher zum Segen für die Menschheit ausgewirkt. Dadurch, dass

mehr Mündigkeit unterstellt wurde, als je empirisch hätte nachgewiesen werden können, kam ein Prozess in Gang, der tatsächlich – nicht immer und überall und mit schrecklichen Rückschlägen, das ist wahr, aber im Großen und Ganzen – zu mehr Mündigkeit führte. Gelingen konnte dieses waghalsige Experiment aber nur, wenn es gelang, einen Raum der Öffentlichkeit zu etablieren, in dem der Zwang zur argumentativen Rechtfertigung des eigenen Standpunkts entscheidende Impulse zu Aufklärung und Selbstaufklärung gab.

Es ist offensichtlich, dass Domsch mit dem, was er Demokratisierung der Kritik nennt, auf einen ähnlichen Prozess setzt. Freilich kommt in seinem Amazon-Modell ein entscheidendes Element zu kurz: der Zwang zur Rechtfertigung der eigenen Meinung und Entscheidung in einem Raum der Öffentlichkeit. Allzu leicht kann sich der in die Mündigkeit entlassene Kundenrezensent, den Domsch zum Volkskritiker adelt, der Provokation durch Auffassungen und Wertungen entziehen, die den eigenen entgegenstehen. Das eigentlich produktive Element der aufgeklärten Öffentlichkeit aber besteht gerade darin, dass sich unterschiedliche Auffassungen argumentativ aneinander abarbeiten und dass öffentliche Wertschätzung letztlich nur dem Urteil zukommt, dass sich im Streit der Meinungen bewähren konnte.

Wo dieser Anspruch nivelliert wird, kann die eigentlich aufklärerische Aufgabe, die Überwindung von Vorurteilen und das, was im Aufklärungszeitalter *Geschmacksbildung* hieß, nicht gelingen. Vermutlich ist es nur realistisch, anzunehmen, dass die hierfür erforderlichen qualitativen Maßstäbe sich nur durchsetzen können, wenn sie von dafür besonders qualifizierten Personen paradigmatisch vorgeführt werden. Wie der klassische Intellektuelle sich als paradigmatischer *Citoyen* verstand, so demonstrierte der professionelle Kritiker den vernünftigen und sachverständigen Umgang mit den Gegenständen der Ästhetik.

Der Kritiker in der Konzeption der Aufklärung ist sachverständig, aber zugleich insofern Generalist, als er über sein Fach hinaus den Blick auf seine Zeit und die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen er lebt, richtet. Sein Urteil beruht auf Gründen, die er öffentlich darlegt, die keineswegs für alle verbindlich sind, aber von allen vernünftigen Individuen verstanden werden können. Er ist streitbar und zugleich verständigungsorientiert; es geht ihm nicht um seine eigene subjektive Empfindung, sondern um nachvollziehbare Erfahrung. Sein Publikum ist die Gemeinschaft der Gebildeten und der Kunstverständigen. Sein Bestreben aber ist es, diese Gemeinschaft Schritt für Schritt zu erweitern, bis sie im Idealfall alle umfasst.

Der demokratische Adel des klassischen Intellektuellen bestand darin, dass er seinen privilegierten Zugang zur (Medien-) Öffentlichkeit als Verpflichtung interpretierte, für die zu sprechen, denen vergleichbare Möglichkeiten, sich öffentlich Gehör zu verschaffen, nicht offenstanden. In ähnlicher Weise könnte der Kritiker seine privilegierten Möglichkeiten des Zugangs zur Medienöffentlichkeit und seine intimere Sachkenntnis als Verpflichtung betrachten, denen, die sich mit diesen Gegenständen nicht professionell befassen können, die Maßstäbe an die Hand zu geben, die sie brauchen, um ihr eigenes begründetes Urteil zu fällen. Dies wäre eine andere emanzipatorische und demokratische Funktion der Kritik als die von Domsch beschworene.

Der Kritiker braucht Mut

Aude sapere, habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen – diese Forderung Kants ist heute so aktuell wie zu seiner Zeit. Mut braucht der Kritiker vor allem, um der fortschreitenden Ökonomisierung und Kommerzialisierung der Kultur entgegenzutreten, die sich als Demokratisie-

nung tarnt. Der Dienst, den er dem Publikum erweist, besteht nicht darin, es in seinen Präferenzen zu bestärken, wie es ein Großteil unserer Medien – nicht nur der privaten Rundfunk- und Fernsehsender – tun. Seine Aufgabe ist es, sich der profitgesteuerten Tendenz zur bequemen und störungsfreien Unterhaltung zu widersetzen und daran zu erinnern, dass sich die Welt der Kultur in ihrer Größe und Großartigkeit nur dem erschließt, der sich von aktiver Neugier leiten lässt und Verstörung nicht fürchtet.

Das heißt keineswegs, einer bierernsten Kulturpflicht das Wort zu reden, der das Publikum dann doch nur beflissen oder widerstrebend, aber stets mit saurer Miene, genügen würde. Musik, Kunst, Literatur, Theater sind Quellen des Genusses. Unterhaltung ist nicht per se etwas Schlechtes. Aber wenn das Publikum nicht mehr herausgefordert wird, wenn es sich selbst nicht mehr herausfordert, unterhält es sich unter seinem eigenen Niveau, ist

staubige Kulturroutine oder kulturelle Verflachung das absehbare Ergebnis.

Intellektuelle, auch Kritiker, die sich in dem hier gemeinten Sinn als Intellektuelle verstehen, sind keine modernen Priester, wie der Soziologe Helmut Schelsky in den 70er Jahren in seinem Buch *Die Arbeit tun die anderen* insinuierte. Sie verwalten nicht ein der Masse verborgenes Numinosum, sie urteilen nicht im göttlichen Auftrag über gut und böse, wahr oder unwahr, Kunst oder Kitsch. Ihre Rolle ist ganz und gar von dieser Welt. Sie sind, wenn es gut geht, Initiatoren oder Katalysatoren einer gesellschaftlichen Selbstverständigung über ästhetische Fragen, in der das Publikum eine aktive und nicht nur passive Rolle spielt. Wenn sie sich uneitel in den Dienst am Publikum stellen, werden sie so verfahren, wie die ersten Propagandisten der Demokratie verfahren: sie unterstellen Laienkompetenz, obwohl oder gerade weil sie wissen, dass sie zu großen Teilen erst noch entwickelt werden muss.